

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Rösi [Fortsetzung]
Autor: Odermatt, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576000>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



✠ Rösi ✠

Novelle von Franz Odermatt, Stans.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



Mit leisem Druck ging jekt die Türe auf. Die Rösi trat in die Stube und auf ihren Stiefvater zu. „Komm jekt doch zum Essen, Vater!“ bat sie. „Zum Essen? Durst, Durst hab' ich!“ lallte er und drückte das leere Glas wieder an die Lippen. Das Mädchen schob ihren Arm unter den seinen, der schlaff herabhing. Lahm an Kraft und Willen ließ sich der Betrunkene von seiner Stieftochter führen. Die Augen halb geschlossen und das Gesicht rot vor Beschämung zog ihn das Kind, die Rösi, zur Türe.

Alle schauten dem seltsamen Paare nach: Glend und Liebe in personifizierter Gestalt! Dem Obervogt trat eine Träne in das Auge; denn er trug ein zwiespältiges Herz: rauh und scharf und wieder weich wie Butter! Rasch wischte er das Naß aus dem Auge, um des Mädchens Liebreiz zu kosten. Dadurch erlitt der Steigerungsakt eine Unterbrechung.

In der plötzlichen Stille, die eintrat, röteten sich die Wangen des Mädchens wärmer, als fühlte sie die Blicke brennen, die nach ihr schielten. Das goldlichte Haar trug sie glatt gescheitelt, und frei von aller Modezier kam das herrliche Oval ihres Gesichtes voll zur Geltung. Zwei tiefe, von einer herben Traurigkeit beschattete Augen lebten darin. Und an der traurig schlampenden Gestalt des Vaters maß sich das Ebenmaß ihrer Glieder in den schönsten Formen. Eine reine große Verwunderung drückte das Auge des Heimenjost aus. Im Gesicht des Huser brannte die Glut der Leidenschaft und flackerte einmal grell auf, als er gewahr wurde, mit welchem Wohlgefallen der Jost an der Gestalt dieses Engels hing.

Ein Gedanke blitzte ihm durch den Kopf.

„Ich möchte dir noch etwas sagen, Jost!“

„Mir?“ Er folgte dem Huser vor die Tür hinaus. Auf dem balkonartigen Stiegenaufbau lehnte er an das Geländer und sah den andern fragend an.

„Müssen wir zwei einander das Heimen hinauf-treiben, bis nicht mehr darauf zu leben ist?“ frug der Huser bitter. Seine Blicke faßten den Jost scharf an. Dieser hatte einen heißen Blick über das Tal und die Matte hinweg geworfen und sah nichts von der Lauer und sahlen Angst des Seppentoni.

„Ja, das ist dumm!“ antwortete er kurz. Es war ihm enge. Die Begier, Bauer auf der Bluomatt zu werden, legte sich ihm wie Ringe um die Brust. Das Heimen mußte sein werden! Die Aussicht in das Tal hinein war heute wunderbar klar, und auf der Bluomatte, die sich an den Berg lehnte, schien die Sonne sommerlich warm. „Gib nicht nach!“ Die Bäume sagten ihm das, die auf der Matte standen und mit ihrem harten, eigensinnig verkrüppelten Astwerk ein wenig den freien, starken Bauern glichen, die auf dem Sonnenberg seit alter Zeit immer daheim gewesen waren. Das Bluomattheimen war seine Gedankenwelt.

„Ich biete nicht mehr höher und überlasse dir die Bluomatt unter einer Bedingung,“ schlug der Huser-seppentoni vor.

„Die wäre?“ frug der Jost interessiert.

„Daß du mir nicht in den Weg trittst bei der Rösi, um die ich freie.“

„Ah bah, wir ziehen das Mädchen doch nicht in den Handel hinein!“ wehrte der Jost ab. Etwas abzuwehren, wegzuwischen, etwas Häßliches, das sich ihm in die Sinne drängte, schlug er mit der Hand vor dem Gesicht durch. Die Rösi . . . Nein, handeln wollte er nicht um sie! Sie war ein gutes Kind, war hübsch und hatte noch ein hübsches Vermögen, und auch eine gute Frau wird sie werden . . . Für ihn . . . Er dachte zum ersten Mal daran. Die Rösi seine Frau!

„Bist du einverstanden?“ drängte der Seppentoni. „Beim Eid, sonst soll dir das Heimen teuer werden!“ Das Klimplern mit den harten Fünffrankentalern im Hosensack unterstützte die Drohung und verstärkte die zitternd unsichere Stimme.

Das Sinnen des Jost war wieder bei dem Heimen, den vollen Heuschwaden, den fruchtbaren Bäumen, der schellenden Viehherde auf der Matte. Die Bluomatt, ein schönes Heimen, war wieder sein Gedanke, seine ganze Leidenschaft.

Und die Rösi darin als seine Frau! Wie ein verlockendes Traumbild winkte ihm diese Vorstellung aus der Ferne. Und läßt er das Heimen in andere Hände, ist ihm auch die Rösi verloren.

Noch immer lehnte er unschlüssig am Stiegen-geländer.

Handeln, Feilschen mochte er nicht um das Weiltli.

„Sag ja oder nein! Der Obervogt gibt den Zusage.“

Es war in Seppentonis Stimme ein Ton, der schier um ein Ja bettete. Allein der Jost verstand sich nicht auf solche Musik. Vor seinen Sinnen stand die Rösli und das große Bluomatttheimen; das lockte ihn mit dem Blühen im Frühjahr und dem Ernten im Herbst. „Meinetwegen ja!“ sagte er endlich.

Nur schwer löste sich das Wort von seiner Zunge. Ein Vorwurf blieb ihm in der Seele zurück.

Ein paar Minuten später war das Bluomatttheimen dem Jost zugeschrieben.

III.

Bis die Leute am Sonnenberg die ungeduldig erwartete Antwort auf die Frage: Wer wird Bluomattbauer? erhielten, versuchten sie sich die Zeit mit der Geschichte des Bluomattmeirad und der Rösli, seiner schönen Stieftochter, zu vertreiben. Ueber beide hatten sie fleißig Buch geführt. Was sie nun daraus auf dem Heimweg einander erzählt, verwehte die Märzenluft über den See, der rein und klar wie eine Kinderseele war, und in die lauernden Bergschluchten hinein. Es sind seltsame Schicksalsfäden, und wenn man sie aneinanderhält, gibt's ein Bild wie aus Schatten und Sonne gewoben.

Der Bluomattmeirad hatte auf seinem Weg zum Ruin mehr als eine Station gemacht. Als einziger Sohn ward er von der Mutter verzogen und entwuchs bald des Vaters Meisterschaft. Früh wurde er selbständig. Alle schmeickelten dem stolzen reichen Bauern und dem schönen Burschen. Das Geld warf er mit Händen hin. Als er dann zur Verwunderung aller die Rösli heiratete, eine Witfrau, die ihm ein fünfjähriges Mädchen in die Ehe brachte, meinten die Leute, die junge energische Witfrau sei grad die Rechte, den Meirad ein wenig am Zügel zu halten. Andere aber sagten: „Das ist ein ungleiches Paar, die ziehen nicht lange zusammen!“ Die so prophezeiten, hatten das Richtige getroffen.

Mit jedem Jahr traf auf der Bluomatt ein kleines, hilflos schreiesendes Menschlein ein. Das war so regelmäßig, wie der Meirad regelmäßig erst spät abends aus dem Wirtshaus kam. Der Bluomattfrau, die ein paar Jahre älter war als ihr Mann, blätterte die Jugendblüte rasch ab. . . . Dann, eines Morgens, als auf der Gehrenhalde der Karli die Türe öffnete und mit dem Stalllicht in der Hand die Stiege hinabschreiten wollte, stieß sein Fuß auf etwas Weiches. In Rissen und Bettzeug eingewickelt lag ein frischgeborenes Knäblein vor seiner Türe. Die Polizei hatte die Mutter des Kindes bald gefunden und darnach auch den Vater — der Bluomattmeirad war's. Von da ab sagte sich von dem Ehebrecher alles los, was noch auf Ehrbarkeit hielt, und auch die, die sogar noch am lautesten, die ihn verderben halfen. Nun hatte er auch seinen Stolz verloren.

Die Rösli, seine Frau, drückte der Schlag tief ins Bett hinein. Eines Abends rief sie Jungrösli zu sich. Das Kind erschrak. Ein müdes Kerzenlicht flackerte neben dem Bett der Mutter. Wachsbleich war ihr Gesicht; darin glimmten die Augen wie ein erlöschendes Feuer, brennend und doch leidvoll. Eine Hand lag auf

dem Kissen, eine Totenhand, über die eine bläulich durchsichtige, von blutleeren Aderchen durchzogene Haut gespannt war.

„Rösli,“ sagte sie mit einer Stimme, die kaum hörbar war und dem Kinde doch ans Herz hingriff, „gelt, wenn mich der lieb Gott erlöst, dann verlässest du deine kleinen Stiefgeschwisterlein nicht? Versprich mir das; dann geh' ich gern von dieser Welt!“

Das Kerzenlicht flackerte verzehrend auf und tauchte die kranke Blässe auf dem Gesicht der Mutter für Augenblicke in schier überweltliche Verklärung. Dann schmort die Flamme wieder kraftlos am Docht. Und es war, als ob in den Rissen nur noch zwei Augen lebend leuchteten.

Mit schrecklicher Deutlichkeit ward der jungen Rösli der Zustand der Mutter klar. „Mutter, Mutter, du darfst mir nicht sterben!“ klagte das Kind und presste die kalten knöchernen Finger in seine warmen Hände.

„Gelt, du sorgst für die Kleinen, und mit dem Vater hab' Geduld, nur Geduld. . . .“ Jetzt bebte ein Zittern in den weißen Nerven, und eine feurig rote Blutwelle trat über die Lippen der Kranken. Der Tod, glaubte das Kind, künde sich an. „Stirb ruhig, Mutter; ich tu, was du willst!“ sagte sie seltsam stark und gefasst, als wüsste sie, daß die schwere Pflicht, die sie übernommen, schwächliches Klagen nicht verträge.

Am folgenden Morgen, als die Sonne durch die Scheiben brach, starb auf der Bluomatt eine Märtyrerin. Der Kirchhofshügel am Seegeßad schaute durch die offenen Fenster in das Sterbegemach hinein, als warte er auf ihr Kommen. Zwei Tage später war die Beerdigung. Stumpf und stier, das Auge tränenlos und jedem Menschenblick ausweichend, hatte der Bluomattmeirad der Feier beigewohnt; so stand er nach dem Gottesdienst am Grabhügel, den er wortlos verließ. Da trat die Rösli an die Verwandten heran und sagte jedem ein „Danke Gott!“ und drückte ihnen mit feuchtem Auge die Hände.

Daheim nahm die Pflicht das weiche junge Ding in ihren schweren Dienst. Fünf Kinder hatte sie in Sorge genommen, zwölfjährig das älteste und fünfe das jüngste. Und dann noch ein Großes. Das saß den ganzen Nachmittag kauend und brütend am Tisch. . . . Mit einer stillen Hingebung ging sie an die Arbeit. Was hinter ihr lag, der Mutter Tod, war so schwer, daß sie sich stark glaubte für all das Kommende. Jetzt saß die Familie am Tisch beim Mittagessen, das die Rösli, als sie vom Kirchweg heimgekehrt war, für die hungrigen Geschwister bereitet hatte. Der Vater saß an seinem Platz, den Kopf auf den Tisch gebeugt, im Auge einen irren Ausdruck. Still ging's beim Essen zu. Sie fühlten es alle, daß es heute anders war als alle die Tage vorher. Nur der achtjährige Adolf machte ein lächriges Gesicht. Er schaute lange auf des Vaters zusammengekauerte Gestalt. Dann sagte er, schnippisch das Mäulchen verziehend: „Der Vater hat einen Kausch!“

Der Rösli lief dies Wort wie ein heißes Weh übers Herz. Dann aber erinnerte sie sich an der Mutter Wort: „Mit dem Vater hab' Geduld!“ Ernst verwies sie dem kleinen Schwäger seine Rebe und strafte ihn mit einem leichten Schwips auf das schwaghafte Mäulchen. Das Kind verzog das Gesicht zum Weinen. Das wimmernde Stimmchen schlug eine schmerzhaftige Saite in

ihrer Seele an, und die Pflicht, die sie übernommen, schien ihr auf einmal schwer und groß. Den Blicken der Kleinen, die verwundert auf ihrem seltsam sorgenvollen Gesicht ruhten, zu entfliehen, stand sie vom Tisch auf. Etwas Feuchtes rollte aus ihren Augen. Mit müdem Schritt, als läge eine schwere Last auf ihr, ging sie zur Nebenkammer, wo die Mutter tot gelegen, um dort zu ordnen. Zwei Stühle standen noch mitten im Gemach; auf ihnen hatte der Sarg gelegen. Sie ließ sie stehen, blieb selber eine Weile reglos am Fenster und blickte auf den Kirchhofshügel hinaus. Dann, als wäre mit einmal ein starker Entschluß in ihr erwacht, wandte sie sich ab, strich mit einer Hand über die Augen und die Stirne, um mit den Tränen auch die Schwere der Gedanken aus dem Kopf wegzuwischen. Im Hinausgehen griff sie nach dem Hammer, der neben zwei Kerzen und einem Kreuzbild auf dem Tisch lag.

„Geht ein wenig an die Sonne hinaus!“ sagte sie zu den Geschwistern. Dann griff sie wieder die Arbeit an. Leicht floß sie ihr jetzt aus der Hand.

Später hörte die Rösli im Stall die Kühe brüllen. Sie setzte ihnen das Futter vor, einen Barren voll Heu, ging dann wieder in die Stube zurück, zupfte den Vater am Ärmel und sagte: „Ihr solltet nun doch die Kühe melken; 's ist Zeit!“ Da schaute er auf, der Rösli ins Gesicht. Und er ging zum Stall und tat seine Arbeit.

So blieb es alle Tage. Der rohe Mann, der manchmal mit fluchendem Gepolter in das Häuflein seiner Kinder fuhr — wenn die Rösli ihn mit der Gewalt ihrer bittenden Augen ansah, kam allemal eine ernüchternde Reue über ihn, daß er oft in plötzlich hervorbrechender Scham in seine Kammer sich verkroch.

So fügte es sich, daß die Kinder, deren Herzen nach Liebe hungerten, bei der Rösli suchten, was sie beim Vater nicht finden konnten. Dann geschah es, daß der Schwester, die ihre Liebe und alles den Kleinen hingab, die Kinder ins Herz hineinwuchsen und es ganz ausfüllten. Ja, und durch die Liebe der Rösli, die eine Macht über den Vater ausübte, daß er oft mitten im lauten Schelten innehielt, blieb auch den Kindern ein Funken von Achtung für ihn erhalten, weil er die Rösli achtete — die Rösli, sie, die war ja eine Heilige!

So gingen all die Tage. Die Rösli lebte sich in die Arbeit hinein. Und wie ihre Hände vom Tagwerk rauh, so wurde ihr Gesichtlein von der Sorge ernst. Aber die Liebe zeichnete einen sonnigen Widerschein darauf.

„Was magst du dich plagen und abrauern! Der



Pflügen (bei Entfelden, St. Margau). Phot. Dr. C. Jaeger, Aarau; Verlag Gebr. Wehrli, Nidberg.

Stiefvater hat's um deine Mutter selig nicht verdient, daß du dich für ihn aufreibst!“ sagte ihr eines Tages der Berglivetter, der ihr Vermögen verwaltete und ihr Vormund war. „Ich weiß dir einen bessern Platz.“

„Das geht nicht. Wer soll sonst der Kleinen sich annehmen?“

„Laß das des Bluomatters Verwandtschaft ihre Sorge sein; sie hat sich um den Lump nie viel bekümmert!“

„Die Kleinen sind gewesen wo ich,“ sagte sie mit einer gebräuchlichen Nebenwendung. Und dann fügte sie bei: „Eine Magd vermöchte nicht soviel über den Vater wie ich.“ Ihre Stimme nahm dabei einen schier selbstbewußten Klang an.

„Ja, wenn du deine Gesundheit mit Gewalt verderben willst! Meinetwegen, ich habe meine Pflicht getan und dich gewarnt!“ jagte der Bergler verdroffen.

Sie blieb weiter auf der Bluomatt. In der ersten Zeit schien's sogar, die Hingabe der Stieftochter vermöge den Meinrad auf bessere Wege zu leiten. Dann aber verblaßte auch diese Hoffnung, in der auch die Rösli einmal glücklich gewesen, wie die Jugend ja so gerne jedem Scheine vertraut. Dofters mußte sie nun beim Nachbar anhalten, daß einer vom Mannenvolk komme, die Kuh, die einzige, die sie noch im Stall hatten, zu melken.

Warum sie diese Arbeit, die keine Kunst und im Sonnenberg vielen Frauen eigen, nicht selber lernte?

Sie wußte es nicht und wußte es doch. Vor den Leuten redete sie sich ein, diese Arbeit sei noch ein Faden, der den Vater an die Familie fessele. Aber sie selber glaubte je länger je weniger mehr an diese Ausrede. Oft schaute sie, wenn es dämmerte am Abend und der

Vater noch nicht zurück war, eine Schwere auf dem Herzen, durch die Scheiben. „Er kommt nicht!“ Und dann ging sie zum Nachbar Hüser hinüber. Ein frohes Erwarten, das Klingen eines fernen Glücks, löste ihr die Schwere im Herzen aus. Der Seppentoni war jedesmal so gerne bereit, ihr den Dienst zu leisten. Sie empfand es allemal wie ein Licht in ihrem sonnenlosen Dasein, wenn im Halbdunkel des Stalles seine Augen aufleuchteten, und die Worte, die sie nach der Arbeit plaudernd wechselten, schafften neue Spannkraft in ihre, von einem harten Arbeitstag müde gewordenen Glieder.

Einmal sagte der Seppentoni zu ihr: „Daß du immer ohne Lohn hier schaffen magst, nimmt mich nur wunder. Es nützt doch nichts an den Stiefvater, der kommt gleichwohl an den Geldenruf! In einem andern Platz findest du bessern Lohn und besseres Leben.“

Ein Rätsel war der Rösli diese Rede. Verständ' er nicht wie sie, mit der Not zu fühlen, er würde nicht die eigene Arbeit im Stich lassen, um für sie, die Arme, Verlassene zu schaffen! Im Dämmerchein des Abends sah sie nicht, wie er plötzlich ihren Blick mied, und sie sagte mit einer entschlossenen, schier herben Stimme: „Meine Geschwister müssen doch auch jemand haben, der für sie sorgt und kümmeret. Eine Magd kann das nicht, und der Vater müßte noch mehr zerfallen . . . Ich hab's der Mutter versprochen.“

„Ja, wenn du nicht anders rechnest . . .“ fuhr's ihm ärgerlich über die Rippen. Dann biß er die Zähne übereinander, daß er das dumme Wort ausgesprochen. Blinkschnell zog die Rage ihre Krallen ein.

„Rösli, es ist mir ja nicht ernst.“ Er zog ihren Arm durch seine schwerfälligen Hände. „Nein, Rösli, mir ist's recht, wenn du hier bleibst und ich dich all Tag sehen kann. Bekäm' bald lange Zeit nach dir!“

Rösli hörte seinem Schmeicheln nur mit halbem Ohr. Sie hatte eben in der Nähe Schritte gehört und Worte wie ein unzufriedenes Selbstgespräch, dann ein Fallen . . . „Ich glaub', der Vater tastet irgendwo herum. Ich muß ihm nach!“ sagte sie aufhorchend und löste ihren Arm aus seinen Fingern. Der Seppentoni ließ sie allein gehen . . .



Feierabend (Phot. G. B. Nordsch.).

Oben in der Bluomatte fand sie den Betrunknen. Er kauerte am Boden. Die Anstrengungen, die er machte, auf die Füße zu kommen, waren nutzlos. Aus einer Kopfwunde floß ihm das Blut. Er war im Fallen an einen Stein geprallt. Jetzt lag er. Vor ihm zwei Fuß Straßenbreite, dann eine schutzlose Stützmauer, darunter eine abschüssige Halbe und dann der See, tief und verschwiegen . . . Und darüber wob die Nacht der Dämmerung Schleier.

„Jesiz, Vater!“ Die Rösli zog den Kraftlosen auf. An ihrem Arme stolperte er dahin, scheltend und fluchend. „Auf dem eigenen Boden kann man nicht mehr ruhig des Weges gehen! Die Schelme! Auch da lauern sie. Bestohlen haben sie mich: die Gülden im Kasten, die Kühe im Stall! Alles weg, gestohlen! So sollen sie auch die Bluomatt nehmen, ja auch die Bluomatt fahr' zu Teufel!“

„Vater, red' nicht so lästerlich!“

Wie der Ton eines wimmernden Glöckleins in den Wettersturm fiel Rösli's Stimme in das Toben des Betrunknen.

„Ja so, bist du da, Rösli?“ Die Frage klang seltsam versöhnlich. „Ja, auch die Bluomatt ist für mich verloren; heute haben sie den Geldenruf über mich erkannt, ja über den Bluomattmeinrad!“ Er richtete sich stolz auf und machte seinen Arm frei. „Laß mich! Der Bluomattmeinrad findet sein Haus noch allein. Zeigen will ich's den Halunken von Freunden, ich, der Bluomattmeinrad!“ Jetzt wackelte er nach dem Hause. Der Alkohol zerrte ihn hin und her; aber der plötzlich erwachte Stolz war stärker und hielt ihn aufrecht.

IV.

Es war Mai geworden, bis der Frost auf die Bluomatt hinüberzügelte konnte. Ein Mai voll blumiger Pracht! Als lägen Goldstücke im Grün der Matten, so blühten die Maiblumen. Die Bäume in der Bluomatt waren mit Blust überfät. Und soweit das Auge ging: die Halbe vom Sonnenberg, der Landstreifen, der drüben am See an den Berg hinlehnte, und das Tal westwärts und das südlich eng in den Bergen eingeklemmte, in das die Gletscher und die Baumblust schimmriges Weiß warfen — an allen Orten versprach der Frühling Gaben mit vollen Händen! Viel zu schön war die Welt, um sie mit harten Talern einzuschätzen und zu vergleichen!

Es tönte auch ganz häßlich in die Maienstimmung hinein, als der Gehrenmigi zum Hüserseppentoni sagte: „Ein spottbilliges Heimen hat der Frost!“

Der andere blieb auf dem Weg stehen, als ob dies Wort in sein Gangwerk plötzlich ein Hindernis getrieben hätte, und an seinen Auftrag, im Dorfe den Doktor für die alte Gotte Marianne zu rufen, hatte er kein Gedenken mehr. „Ein billiges Heimen,“ frug er, „die Bluomatt?“

„Das mein' ich. Du hast kein Kurasche gehabt!“ Der Hüser sah die Blust und das schwellende Wachsen. Recht hatte der Migi. Er war damals ein Esel. Aber nichts ging ihm schwerer, als selbst eine Dummheit einzugestehen. „Sie ist teuer genug, die Bluomatt!“ sagte er lauend.

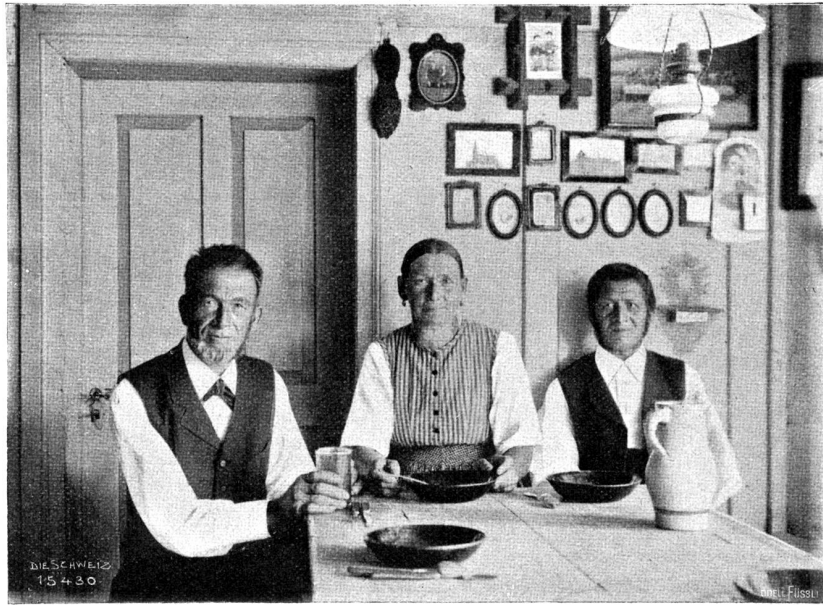
„Bist ein Kind und kennst die Zeit nicht! Ja,

wenn das Kloster Heu nie mehr als einen Napoleon gälte und die Maß Milch einen halben Bagen, möchtest recht haben. Aber diese Zeit ist vorüber. Du weißt doch, wie der Bodennutzen jetzt von Jahr zu Jahr aufgestiegen ist, und so geht es weiter. Ist erst einmal das große Loch durch den Gotthard gemacht, holen uns die Händler den Käse schon warm aus der Presse. Die Zeit ist ein strenger Schulmeister. Der wischt die alten Rechnungen mit einem breiten Eschoppenärmel aus."

"Vielleicht auch deine!" gab der Huser geärgert zur Antwort. Halbverdrissen ging er weiter. "Das kann jeder sagen, braucht nicht die Nase soviel in die Zeitungen zu stecken wie der Migi... Ein billiges Heimen! Den halben Zins trägt ihm dies Jahr der Baumwuchs!" Die wunderbare Blütenfülle tanzte vor seinen Blicken. Das Grün des jungen Grases und das Gold der Früchte leuchtete ihm in die Augen. "Beim Eid," brummte er im Weitergehen, "ich meine, auf der Bluomatt blühe es nur mir z'leid wie im Paradies!" Er schlug mit der Hand nach den Käfern, die surrend um ihn tanzten. Solch lustige Leichtfüßigkeit mochte er nicht, jetzt gar nicht leiden. Er hatte den Kopf voll Zahlen und Rechnungen, und alle hatten das gleiche Resultat: der Jost hat die Bluomatt spottwohlfeil erworben, und er, der Seppentoni, ließ das reiche Heimen aus der Hand gleiten wie ein Fischlein. Er knirschte mit den Zähnen laut auf. "Der Gehrenmigi, der Schleicher, hat das auch schon herausgebracht und mir g'schwind an die Nase geworfen!" Er schritt rascher aus. Sein Fuß schlug zornig an die nackten Felsplatten, die stellenweise wie eine Pflasterung des Weges den Rücken in die Straße hineinschoben. Jetzt stieß sein Schuh an eine gebogene Wurzel, die wie eine Schlange über den Weg hinschlich. Von einem Nußbaum, einem Niesen, ging sie aus. Die dicken Wurzeln krallten sich in das harte steinige Erdreich; daraus wuchs der Stamm, stark, rissig, die Aeste wie Arme zum Schaffen ausgebreitet, so recht ein Bild der Kraft... So möchte er schaffen, wenn das Heimen sein würde!

Der schwerfällige Baumriese, dessen Laub von matterer Farbe und langsamerem Wachsen war als das Mattengrün, drängte sich progig in den Weg hinein. Der Seppentoni war mit dem Fuß und den Gedanken daran gestoßen, und die Gedanken ließen ihn nicht mehr los. "Der Baum müßte mir aus der Matte! Der wirft viel Schatten und frißt viel guten Boden. Und der Stamm ist unter Brüdern fünfhundert Franken wert. Beim Eid, ein spottbilliges Heimen ist die Bluomatt!"

Im Dorf vernahm der Seppentoni, die Familie des falliten Bluomattmeirad könne auf ihrem alten Heimen bleiben. Die Röstli stehe dem Jost für den Hauszins



Her mit dem Sonntagsbraten! (Phot. C. B., Rorschach).

gut und Platz sei in dem großen Hause auch. "Am End' gibt's mit dem Jost und der Röstli noch einen Schick*!" fügte die Schwägerin, die ihm im Wartstübchen des Arztes diese Neuigkeit aufstischte, hinzu.

"Die nimmt den Duckmäuser nicht!" platzte der Huser los.

"Das Meitli ist Geld wert," rühmte die Alte.

"Etja!" gähnte der Huser. Mit den Fingern trommelte er unruhig auf der Tischplatte, und das Mütterlein in der Fensternische erhielt einen Blick, der soviel sagte als: "Du alte Hexe!"

Der Jost und die Röstli als Mann und Frau! Der Gedanke folgte ihm wie sein Schatten auf dem Heimweg. "Stille Wasser freffen Grund!" dachte er. "Nein, das Heimen und das Meitli, beide muß er nicht haben; der kann mit dem Handel zufrieden sein, und will er ihn nicht ehrlich halten," — er lachte plötzlich, ein heiseres Lachen, ein Lachen, das häßlich tönte und sein Gesicht zu einer wüsten Grimasse verzerrte — "dann kann er, der Jost, um beides kommen, um das Heimen und das Meitli!" Dann plötzlich war wieder das finstere Brüten in seinem Gesicht; sein Auge mied das Himmelslicht. Er sann einem Gedanken nach: den Jost mit dem Geist des alten Bluomattheiri zu ängstigen. Blichschnell war ihm dieser Gedanke in den Kopf gefahren, und jetzt ging er ihm nach wie einem Ausweg aus verirrer Wildnis, ohne zurückzuschauen auf die eckige Gestalt, die ihm das Törlein zu diesem Gedankenweg aufgetan hatte. Das fieberhafte Schaffen in seinem Kopfe teilte sich seinem ganzen Leibe mit, und rascher schritt er aus, bis er plötzlich erschrocken stehen blieb: der Jost arbeitete am Wege. Er war nur mit Hofe und Hemd bekleidet, und dieses, an den Ärmeln weit aufgekräpelt, am Hals offen, offenbarte die Kraft, die in diesem starkgebauten Körper wohnte. Er war

*) Schick = Guter Handel.

eine männlich schöne Gestalt trotz der Massigkeit der Bewegungen. Der Seppentoni empfand es mit einem Mal wie ein Unrecht: der Jost war ein viel schönerer Bursche als er.

Das machte ihn verlegen, und er fand die Antwort auf den Gruß des andern lange nicht. Endlich sagte er:

„Bist scheint's eingezogen?“

„Ja, die Arbeit ist mir auch angegangen, siehst!“ antwortete der Jost. Sein Auge leuchtete wie der Glanz des Maitages, und Freude an dem Wachsen und Blühen sprach aus seinem Gesicht.

„Wer führt dir den Haushalt?“ spielte der Huser den Unwissenden.

„Das tut die Rösli. Ich habe den Meinrad im Hause behalten; es wäre das Meitli schwer angekommen fortzuziehen. Im Boden unten wäre er nur näher beim Wirtshaus.“ Der Jost sprach das mit einem eigenen Ernst in der Stimme, die des Husers Eifersucht wie ein wildes Fieber entzündete.

„Wirßt wissen, was wir abgemacht?“ zischte er.

„Bist etwa schon mit der Rösli versprochen?“ sagte der Jost mit leichtem Spott. Dann schwang er die Art über die Schultern und schickte sich an, Feierabend zu machen. Die Sonne war schon den Bergen nah. „Hast doch keinen Umweg an meinem Haus vorbei und dann gegen die Sommerweid hinauf deinen Weg zu nehmen!“ sagte er jetzt, da er den Huser wie angewurzelt stehen sah. Da kam ein Ruck in die von einem innern Widerstreben zurückgehaltene Gestalt. Schweigend schritten sie nebeneinander dem Hause zu. In den blavioletten Abendhschein, in dem der See schwamm, schaute der Jost, und der Huserseppentoni verfolgte den langen gespenstischen Schatten, den die Gestalten der beiden Männer auf die grüne Matte zeichneten. Und er dachte dabei, wie wenig oft nötig sei zu einem furchterregenden Bilde.

Und wie die Männer warfen auch die Berge ihre Schatten in das Tal hinein; drüben senkte er sich, einer schleichenden Riesengestalt gleich, schon bis an den See. Es war, als breite einer einen dunkeln Mantel über den Berg und der Saum schlage ins Wasser.

Der Huser spann an seinem Plan, und er spann die feinen Fäden der abendlichen Dämmerung mit in das schwarze, häßliche Gewebe hinein. Wirre, krause Fäden wob das Weberschifflein seiner Gedanken...

„Von dem Geisterpuk des alten Bluomattheiri hast auch schon etwas gehört?“ frug er endlich horchend.

Der Jost schlug den Kopf rasch zurück: „Geh mir weg; der Alte tut uns doch kein Leid mehr!“

„Willst doch nicht sagen, es sei nichts an der Sach'?“

„Der alte Heiri ist zwanzig Jahr' unter dem Boden!“ Das war unumstößliche Tatsache, und doch klang die Rede gedrückt, schier unsicher. Dem Huser war das nicht entgangen. „Zwanzig Jahr' hat er nicht Ruh' gefunden und findet sie nicht, solange das unrecht Gut nicht zurückerstattet ist.“

„Das werd' doch nicht ich tun müssen!“ sagte der Jost abweisend.

„Nein, das nicht; aber im Hause möchte ich doch nicht wohnen, beim Eid, um vieles nicht!“

„Weißt nichts anderes?“ schnellte der Jost.

Der Seppentoni schwieg. Er wußte jetzt: der Jost fürchtete sich vor dem Gespenst, das er ihm vormachen

wollte. Ja, dem will er aber in der Bluomatt warm machen, bis er das Heimen gerne ihm überläßt!

Wie er noch an diesem Plane brütete, standen sie vor dem Hause. Im Giebelfenster glitzerte die Sonne. Schön und begehrenswert erschien es dem Huser. An einem der Fenster, das offen war, nickte der Kopf der Rösli. Jetzt stand sie auf und ging durch die Stube weg. Der Seppentoni blickte ihr nach. Dann schritt er ohne Einladung und ohne Entschuldigung hinter dem Jost her über die Stiege hinauf und trat mit ihm in die Stube.

„Nimm mich nur wunder, daß du dieses Haus betrittst!“ sagte der Jost im Ernst. Der Huser modelte sich die Worte anders: „Er will mich nicht im Hause sehen, begreiflich, der Rösli wegen! Jetzt bleib' ich ihm extra diesen Abend sitzen. Die Rösli geht ihn nichts an. Nein, gar nichts!“

Trocken, schier als klebe Harz an den Worten, ging das Gespräch zwischen den zwei alten Freunden. Der Huser fühlte sich mit seinem Plan im Herzen nicht frei, und der Jost, als drückte ihn die Nähe des Freundes, fand heute keine Freundlichkeit. Und auch die Rösli hatte wenig Zeit für die zwei ledigen Burschen. Sie schaffte in Stube und Küche, brachte die Kleinen zu Bett und ordnete das Nachtsessen. So, wie ein flüchtiger Sonnenblick durch fahrende Wolken, glitt sie durch die Stube hinweg. Manchmal warf sie rasch ein Wort hin. Dann war's den zwei, es gehe durch die einsam dämmrige Stube ein Klingen, bei dem sie beide aufhorchten. Und einer mißgönnte dem andern den Ton.

„Gute Ordnung, das ist wahr, hält die Rösli!“ sagte der Jost einmal trocken. Aber dem Seppentoni war es nicht entgangen, wie er ihr dabei mit den Augen folgte, als sie über die Schwelle hinwegglitt.

Eine verhaltene Leidenschaft kündete sich in den Augen des Huserseppentoni. Es ward ihm heiß auf der Stabelle. Wenn sie die Stubentüre offen ließ, konnte er gerade in das Herdfeuer sehen. Die Glut der Flamme, die aus dem steinernen Herdbloch züngelte, hellte die rußgeschwängerte Küche und warf dann auch eine Feuer-glut auf das Gesicht des Mädchens, das am Herd stand. Das entzündete in dem Burschen selbst eine heiße Leidenschaft, die wilder wurde, je mehr ihm schien, die Rösli behandle den Jost gleich freundlich wie ihn. Einmal, als die Rösli hinter sich die Türe ins Schloß geschlagen hatte, schnellte der Seppentoni von seinem Sitz auf und folgte ihr in die Küche hinaus. Die Türe schloß er hinter sich mit einem raschen Schwung zu.

„Gh, muß dir ein Scheit ins Feuer legen, sonst bringst du die Suppe heute abend nicht mehr zum Sieden!“ sagte er verlegen. Er legte seine schwere Hand auf ihre Schulter und blickte ihr über die andere Achsel ins Gesicht: „Rösli!“

Darauf wandte sie sich halb um. Die zitternde Erregung in seiner Stimme, sein brennender Blick und sein heißer Atem dicht an ihrer Seite wirkten auf sie ein. Sie war einen Moment nicht Meister ihrer Empfindungen. Mehr noch als der Feuerhschein goß ihr ein Aufflammen tief im Innern eine Röte auf das feine Gesicht.

„Seppentoni!“ stammelte sie leis.

„Hast mich, der ich dir so manchen Dienst geleistet,

doch noch nicht vergessen?" flüsterte er ihr ins Gesicht.

"Seppentoni!" Es war ein Bitten. Sie neigte das Köpfchen ein wenig, daß er ihr auf den goldlichten Scheitel sah. Liebkosend strich er ihr mit der Hand über das seidene Haar. Sie zuckte unter der Berührung; denn seine Hand war hart und schwer. "Rösli," drängte er dann, "sag mir, daß du mich gern hast und den Jost nicht! Ich sag' dir, der Jost wird unglücklich auf dem Heimen!"

Es war ein anderer Klang in den letzten Worten. Aufhorchend schaute die Rösli in seine Augen. Ein Zwang lag darin. Leis kam es von ihren Lippen: "Seppentoni, du bist ein Lieber! Vergessen könnt' ich dich nicht und nimmer... Aber jetzt mußt noch warten, warten nur, bis die kleinen Geschwister ihr Brot verdienen können!" Sie sprach das fest, mit einer schier heitern Zuversicht; dann, als sie sah, wie der Seppentoni unbefriedigt die Stirne runzelte, fügte sie beruhigend bei: "s geht nicht mehr lange, und ich hab's der Mutter selig versprochen." Geschäftig hob sie die Pfanne mit der aufwallenden Suppe vom Herd.

Aber dem Seppentoni dämmte der Trost und die Liebesverheißung der Rösli die Hasucht und die Eifersucht nicht, die er im Herzen trug. Ohne dem Jost "Gut Nacht!" zu sagen, ging er heimzu. Auf dem Weg in der schwarzen stillen Nacht schafften seine Gedanken wieder. "Warten!" Sie will nicht von dem schönen Heimen hinweg, kalkulierte er. Ich muß mir das Heimen erzwingen. In dunkler Nacht reifte ein finsterner Plan.

V.

Der Jost war in einem wahren Glücksrausch auf der Bluomatt eingezogen.

"Der heiratet dann noch das Meitli, die Rösli!" sagten die Leuten und beneideten den Glücklichen.

"Die hat schon einen!" antwortete er allemal auf solche Rede, lachte glücklich wie ein Hochzeiter, daß keiner und er selber am wenigsten glaubte, was er gesagt.

Und war die Rösli in der Nähe, sah er wohl nach ihr um, mit einem Blick, der deutlich sagte: "Was meinst? Recht wär's mir schon!" Aber weiter kam er nicht. Denn das Versprechen, das er mit widerstrebendem Herzen dem Huser gegeben, schob sich wie ein Hindernis zwischen ihn und die Rösli.

Unterdessen kam der Sommer, nach einem Mai, der in seiner zweiten Hälfte das Schneetreiben über die Berge jagte und in frostkalten Nächten den Fruchtansatz der Bäume verdarb. So holderte es den ganzen Sommer. Wenn einmal ein heller Tag anbrach, der Pilatus das Hüttlein aufgestülpt hatte und auf dem Sonnenberg von früh morgen an ein Zauchzen und ein Klingen ging von Heimen zu Heimen, die Sensen unter den harten Strichen der Wegsteine zirpten wie eine verstimmte Maultrommel und die Mähder einander über den Hag hinüber zuriefen: "Jetzt ist's Schohn*)." So kam dann anderntags, wenn unter den Streichen der Sensen, welche die rüstigen Mähder geschwungen, ganze Matten weit das Heu lag und einen Duft ausströmte, der, wie die Leute sagten, besser schmeckte als Kilbekrapfen, gewiß vom Kenggloch her ein grauer Nebel geschlichen; der

wurde vom Winde zerzaust, verdichtete sich am blauen Himmel, schlug der Sonne mit einem nassen Tuche vors Gesicht, daß sie erst eine bittere Miene machte, dann sich allmählich zurückzog. Und als müßte sie weinen, begann, ehe es neun Uhr schlug, der Regen zu tröpfeln, erst langsam und zurückgezogen, als tät' es ihm selber leid, soviel Hoffnungen zu zerstören, dann immer rauher und toller, tagelang, bis aus dem feinen, Kräuterreichen Futter eine wässrige, stinkende Ware geworden, in der zu arbeiten es Last und Plage war. Das Futter war des Schweißes nicht wert.

So ging auch die frisch sprudelnde Lebensfreude der Menschen in dem Regensommer unter. Kein Tagewerk war den Leuten zu schwer, keiner klagte über kargen Lohn; aber alle Arbeit vor sich zerrinnen sehen, das lähmte ihren Willen und die Schaffensfreude.

Der Jost auf der Bluomatt ging einsilbig seiner Wege. Die Sorge um die Zinsen drückte auf ihn. Der Meinrad glaubte auf dem plötzlich veränderten Gesicht etwas wie einen Vorwurf zu finden. Langweilig schlich ihm die Zeit dahin. Ohne Arbeit und eigentliches Lebensziel sah er bald mehr im Wirtshaus im Boden als auf der Bluomatt, wo ihn, wie er sich einredete, der Jost ein finsternes Gesicht schnitt. Jetzt kam er vor spät abends nie mehr, oft erst um Mitternacht heim. Die Rösli bangte dann um ihn. Der Weg war nicht ungefährlich, steil abfallend, kein Haus in der Nähe. Und seit dem Abend, als sie ihn mit verschlagenem Kopf am Straßenrand aufgerichtet und er ihr halb wach und halb phantasierend gesagt, daß nun der Seltenruf über ihn hereinbrechen werde, schlief sie nie mehr ruhig, wenn sie ihn außer dem Hause wußte. Wenn die Nächte dunkel, ging sie dem Vater mit einer



Die beiden Alten (Phot. C. W., Morfisch).

*) gut Wetter.

Laterne entgegen. Nie klagte sie einer Menschenseele ihren Kummer. Erst, wenn der Jost, von der Arbeit müde, das Lager aufgesucht, die Geschwister zu Bette gebracht waren, machte sie sich auf den Weg. Nie ging sie weiter als bis zum großen Nußbaum, der Grenze des Bluomattheimens. Von dort war die Straße wegbar und ein Haus in der Nähe. Von diesen nächtlichen Gängen aber durfte kein Mensch wissen. Ein junges Mädchen gottseelenallein in der Nacht! Die Leute würden reden! Einsam schritt sie dann hin und her, bis sie in der Ferne auf dem steinigen Weg des Vaters Schritte hörte.

Der Herbst kam, und die Nächte wurden dunkler und länger. Der Frühlingshoffnungen waren keine in Erfüllung gegangen. Die schlechte Ernte lag auf dem Jost wie eine schwere Last. Etwas schwer im Denken, der Zukunft mißtrauend, war er, ohne grad ein Knauserer zu sein, von Jugend an gewöhnt, mit jedem Bagen zu rechnen. Mehr als den Herrgott fürchteten die Bauern am Sonnenberg den Schuldbentreiber, und frei von diesem Plagegeist zu hausen, war ihnen wie das Himmelreich auf Erden. Wo in einem Hause der Schuldbentreiber einkehrte, ging gleich ein Flüstern durch die ganze Gemeinde. Soweit war's auf der Bluomatt nun allerdings nicht. Die Leute wußten ohnedies genug zu reden. „Was ist auch mit dem Jost? Er hat kein Leben, schier wie ein Schatten geht er!“

Einige sagten, die Rösi habe ihn verabschiedet, weil sie halt den Seppentoni lieber habe. Freilich verbinde sie damit den „lägen“ Finger. Die jungen Burschen lachten: Einer, der ein so schönes Heimen habe und ein Haus wie ein Herr, hinterfinne sich doch nicht wegen einem Weiberrock!

Alle diese Mutmaßungen schlug die alte Holzenlene mit einer neuen Erklärung tot. Es spuke auf der Bluomatt, daß es im Hause nicht auszuhalten sei. Der Geist des alten Heiri gehe um. Ob sie denn blind seien und das grelle Lichtlein, das in dunkeln Nächten

vom Bluomatthaus weg durch den Fußpfad bis zum großen Nußbaum zuäuserst in der Matte hinwegschleiche, oft zwei-, dreimal nacheinander, noch nie gesehen hätten? Das Lichtlein hatten die Leute wohl gesehen, aber nichts dabei gedacht. Die Lene muß wohl recht haben. Mit dem Bluomattheiri war's so eine eigene Geschichte. Man hatte nach seinem Tod vielerlei gehört, und jetzt, da fremde Leute auf der Bluomatt wohnen, könnte wohl etwas gehen. Schuld heißet Sühne. Und der Herrgott kann oft lange warten.

Die Lene wußte aber noch bessern Bescheid. Sie dürfe es freilich schier nicht sagen, es sei wegen dem Glauben; aber auch die Geisterbeschwörung, die der fromme Vater Anizet vorgenommen, habe nichts, rein gar nichts genügt.

„Ich finde es ganz recht, daß man das Stehlen nicht mit ein paar lateinischen Sprüchen kann ungeschehen machen; der alte Heiri hat viel auf dem Gewissen!“ eiferte die Rübecläri.

„Daß aber ganz fremde Leute unter der Strafe leiden müssen! Der Jost ist eine ehrliche Haut!“ widersprach die Sonnenweiderin.

„Geh' mir weg! Unschuldig schlägt der Herrgott keinen. Etwas wird auch der Jost auf dem Holz haben!“

So äußerte sich die Nächstenliebe der Leute. Ueber andere redeten sie noch lieber als über sich. Dermaßen, wie sie ihr eigenes Innere vor andern verschlossen, ward ihnen das Neben über andere zum Bedürfnis. Wußten sie Ungerades zu sagen, war ihnen das eine leichte Arbeit, schier eine Erholung; das Rühmen fiel ihnen schwer wie das Müßigen. Vor dem Unschönen am Menschen sperren sie die Augen weit auf, am Guten gingen sie vorüber. Die üble Nachrede floß am Sonnenberg wie ein Bergbächlein; daß niemand seinen Ursprung erkenne, rieselt es stellenweise unter der Erde weiter und kommt dann trüb zutage.

Das Gerede war so laut, daß es bis zu den Ohren des Jost drang.

(Fortsetzung folgt).

An meine Zither.

Wie hab' ich lange dich nicht mehr geschlagen,
Du meine Zither, schlichtes Instrument!
Du stehst nicht an den vielgeschäftigen Tagen,
Dem Heute, das für mich kaum Muße kennt!

Doch eben faßte mich's, daß deine Saiten
Ich wieder einmal rührte wie vor lang . . .
Und sieh', die Finger wußten noch zu gleiten,
Noch hattest du, mein Holz, den alten Klang!

Und als ich spielte, kam mir neu zu Sinnem,
Wie stolz ich war, nach kurzem Tasten flugs
Das erste Liedchen dir abzugewinnen,
Und wie das bißchen Kunst mir langsam wuchs.

Lang ist das her! Viel andres gab's zu lernen:
Der eitle Sinn flog höhern Zielen zu,
Die Hand, die dich gespielt, griff nach den Sternen,
Vergessen war dein bißchen Klang und du.

Doch heute — seltsam — aus den Saiten stiegen
Erinnerungen still und schmerzlich klar,
Und in den leisen Tönen schien's zu liegen:
Wie war's noch gut, da man bescheiden war!

Ernst Zahn, Goefchenen.

